

# Macht und Zivilisation

Materialien zu Norbert Elias'  
Zivilisationstheorie 2

Herausgegeben von

Peter Gleichmann, Johan Goudsblom  
und Hermann Korte

suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch  
wissenschaft 418

Ausländerfeindlichkeit in der Bundesrepublik; Monopolisierung der Alters- und Gesundheitsversorgung durch die Institutionen des Wohlfahrtsstaates; Ablösung des Systems der Familienkontrolle durch obrigkeitliche Regulierung des Sexualverhaltens im Verlauf der früh-neuzeitlichen Ausbildung einer politischen Zentralmacht; die Idiosynkrasie der niederländischen Bevölkerung gegen öffentliche Gewaltanwendung; das Gefühl der Selbstverständlichkeit, mit dem Angehörige der Unterschicht Leistungen des Sozialstaates in Anspruch nehmen: So disparat diese Themen zunächst erscheinen mögen, ihnen allen ist doch gemeinsam, daß sie als Zivilisationsprozesse analysiert werden können. Die Untersuchungen dieses Bandes dokumentieren, wie sich die zentralen Konzepte der Zivilisationstheorie von Norbert Elias für die gegenwärtigen Gesellschaften fruchtbar machen lassen.

Der Beitrag von Norbert Elias, eine Art intellektueller Autobiographie, geht ausführlich auf sein Verhältnis zu Alfred Weber und Karl Mannheim ein und stellt einen Zusammenhang her zwischen theoretischer Entwicklung und biographischer Erfahrung.

Der Anhang dieses Bandes berichtet von einer Tagung niederländischer Figurationssoziologen, auf der eine Kontroverse über die Frage ausbrach, ob nicht Elias' Zivilisationsbegriff noch in der Perspektive eines europäischen Ethnozentrismus steht. – Schließlich wird die in den *Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie* (Frankfurt/M. 1979) begonnene Bibliographie der Schriften von und über Elias aktualisiert und ergänzt.

# Macht und Zivilisation

Materialien zu  
Norbert Elias' Zivilisationstheorie 2

Herausgegeben von  
Peter Gleichmann, Johan Goudsblom  
und Hermann Korte

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1984

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 418

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1984

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Wagner GmbH, Nördlingen

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von  
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-28018-8

## *Inhalt*

*Peter Gleichmann, Johan Goudsblom, Hermann Korte*  
Einleitung 7

*Norbert Elias*  
Notizen zum Lebenslauf 9

*Johan Goudsblom*  
Die Erforschung von Zivilisationsprozessen 83

*Christian von Ferber*  
Zur Zivilisationstheorie von Norbert Elias – heute 105

*Johan Goudsblom*  
Zum Hintergrund der Zivilisationstheorie von Norbert Elias:  
Das Verhältnis zu Huizinga, Weber und Freud 129

*Michael Schröter*  
Staatsbildung und Triebkontrolle.  
Zur gesellschaftlichen Regulierung des Sexualverhaltens vom  
13. bis 16. Jahrhundert 148

*Ton Zwaan*  
Öffentliche Gewaltanwendung, gesellschaftliche Struktur und  
bürgerliche Zivilisation.  
Ein Exkurs über die innerstaatliche Gewaltanwendung in der  
Entwicklung der niederländischen Gesellschaft  
(1648-1965) 193

*Godfried van Benthem van den Bergh*  
Dynamik von Rüstung und Staatenbildungsprozessen 217

*Bram van Stolk/Cas Wouters*  
Die Gemütsruhe des Wohlfahrtsstaates 242

*Hermann Korte*  
Die etablierten Deutschen und ihre ausländischen  
Außenseiter 261

## ANHANG

*Nico Wilterdink*

Die Zivilisationstheorie im Kreuzfeuer der Diskussion.  
Ein Bericht vom Kongreß über Zivilisationsprozesse in  
Amsterdam 280

*Johan Goudsblom*

Aufnahme und Kritik der Arbeiten von Norbert Elias.  
Kurze Ergänzung der Rezeptionsgeschichte 305

Bibliographie

1. Veröffentlichungen von Norbert Elias 312
2. Schriften mit Hinweisen auf Arbeiten von  
Norbert Elias 316

## Einleitung

Als 1978 der von uns herausgegebene Materialienband zur Eliasschen Zivilisationstheorie erschien, war die Rezeption der Eliasschen Arbeiten in der Phase des *take-off*. Mittlerweile hat sie einen selbstbestärkenden Umfang angenommen, was sicher auch damit zusammenhängt, daß Norbert Elias die letzten fünf Jahre weitgehend in Deutschland und damit in seiner Heimatsprache gearbeitet, d. h. gelehrt, diskutiert und publiziert hat. So ist die Zahl seiner Veröffentlichungen in deutscher Sprache stark angestiegen. Gleichzeitig ist das Hauptwerk *Über den Prozeß der Zivilisation* in viele Weltsprachen übersetzt worden. *Die höfische Gesellschaft* und *Was ist Soziologie* haben mittlerweile ebenfalls viele Übersetzungen erfahren, und die neuen Bücher *Über die Einsamkeit der Sterbenden* (1982) und *Engagement und Distanzierung* (1983) finden auch bereits internationale Beachtung.

Die sekundäre und tertiäre Literatur zu Elias hat seit 1978 einen derartigen Umfang angenommen, der eine Wiedergabe in einem gesonderten Abschnitt der Bibliographie verbietet. Wir haben uns daher darauf beschränkt, einige wichtige Nachträge zur frühen Rezeption und Kritik aufzunehmen. Außerdem werden wichtige Verbindungslinien zu anderen soziologischen Klassikern gezogen (Goudsblom) und die Bedeutung für die heutige Soziologie diskutiert (von Ferber). Schließlich haben wir einen Kongreßbericht aufgenommen (Wilterdink), der zeigt, daß die Rezeption dort, wo sie am weitesten fortgeschritten ist, nämlich in den Niederlanden, auch zu kritischen und weiterführenden Diskussionen gelangt ist. Im übrigen haben wir uns aber, anders als beim ersten Materialienband, auf einen Themenkreis konzentriert – nicht zuletzt auch deshalb, weil die machtsoziologische Komponente der Eliasschen Zivilisations- und Figurationssoziologie in der Rezeption der letzten Jahre etwas zurückgeblieben ist.

Macht wird bekanntlich von Elias als eine elementare Struktureigentümlichkeit aller menschlichen Beziehungen verstanden, die in der Erklärung sozialer Prozesse immer einbezogen werden soll. Jeder Schub in einem Zivilisationsprozeß ist unter diesem Gesichtspunkt im Zusammenhang sich wandelnder Machtbalancen zwischen Gruppen zu betrachten. Zugleich verdient die Frage

Beachtung, welche Bedeutung die jeweiligen Zivilisationsstandards *für* die verschiedenen Teilnehmer im gesellschaftlichen Konkurrenzkampf haben, d. h., inwieweit diese Standards den verschiedenen Parteien Vorteil oder Nachteil bringen.

Zwei Beiträge in diesem Band, jene von Michael Schröter und Ton Zwaan, beziehen sich hauptsächlich auf Entwicklungen in der Vergangenheit. Die Autoren versuchen, in einer Verbindung von Soziologie und Geschichtswissenschaft langfristigen Prozessen auf die Spur zu kommen, um damit gesellschaftliche Institutionen soziogenetisch – und das heißt ganz spezifisch: aus den sich ändernden Abhängigkeits- und Machtdifferenzen – zu erklären.

Der andere Schwerpunkt dieses Bandes umfaßt Versuche, die figurationssoziologische Perspektive auf Entwicklungen in der heutigen Gesellschaft anzuwenden: auf Probleme der Rüstungskontrolle (van Benthem van den Bergh), auf die Spannungen zwischen etablierten Deutschen und ihren ausländischen Außenseitern (Korte), auf die sich verschiebenden Machtbalancen zwischen Männern und Frauen in Arbeiterfamilien im Wohlfahrtsstaat (Wouters und van Stolk).

Im engen Zusammenhang mit diesem Themenbereich schienen uns auch die »Notizen zum Lebenslauf« von Elias von großem Interesse, und nicht nur die beiden letzten Kapitel, die sich explizit mit Problemen der Erforschung von Macht und Zivilisation befassen, sondern auch die vorausgehenden, mehr autobiographisch angelegten Kapitel. Die »Notizen« sind allerdings darüber hinaus wichtig, weil sie neben der Einsicht in die Verflochtenheit von Biographie und soziologischer Lebensleistung auch interessante Einzelheiten über eine für uns Jüngere schon Geschichte gewordene Zeit vermitteln. Wir sind Norbert Elias sehr dankbar, daß er uns erlaubt hat, dieses Manuskript zu veröffentlichen. Danken müssen wir auch den Autoren und Übersetzern der Beiträge, die einen etwas zähen Produktionsablauf und auch erhebliche Verspätungen beim Erscheinen des Buches klaglos erduldet haben.

Die Herausgeber

# Norbert Elias

## Notizen zum Lebenslauf

### I. Von dem, was ich lernte

Vor vielen Jahren gab es auf einer Tagung englischer Soziologen eine Diskussion über die Schwächen und Stärken der gegenwärtigen Soziologie, aus der mir eine kleine Episode lebhaft in der Erinnerung geblieben ist. Barbara (später Lady) Wootton, die damals Professor der Soziologie am Bedford College der Londoner Universität war, rief im Laufe einer etwas erbitterten Rede den versammelten Soziologen zu: »Und Sie sind ja alle keine richtigen Soziologen. Sehen Sie sich um. Sie und Sie und Sie« – dabei zeigte sie auf einige der Anwesenden –, »keiner von Ihnen hat jemals Soziologie studiert! Sie kommen alle von irgendwo anders her!«

Ich war zu dieser Zeit ein verhältnismäßig junger Exilsoziologe ohne Universitätsstellung in England (dem Barbara Wootton übrigens viel geholfen hat mit Gastvorlesungen im Bedford College und dergleichen). Ich stand damals auf und wies darauf hin, daß es bei der bis vor kurzem recht geringen Anzahl soziologischer Lehrstühle und Fachbereiche – in England gab es deren vor dem Zweiten Weltkrieg im ganzen Lande nur zwei – ja gar kein Wunder sei, wenn die wenigen älteren Vertreter der Soziologie selbst noch nicht Soziologie studiert hätten. Die Soziologen der ersten Generation, sagte ich, kämen notwendigerweise von woanders her. Bei neuinstitutionalisierten Naturwissenschaften lasse sich ähnliches beobachten. Die Gründe für die relativ späte Rezeption der Soziologie als normales Studienfach jeder Universität müsse ich Soziologen hoffentlich nicht erklären. Übrigens, fügte ich hinzu, sei es ganz und gar nicht gesagt, daß es für Soziologen notwendigerweise ein Nachteil sei, wenn sie zunächst etwas anderes als Soziologie, also etwa Ökonomie oder Geschichte, studiert hätten und sich Kenntnis der Soziologie und Verständnis für deren Problemstellung aus eigener Kraft erworben hätten. Es sei charakteristisch für ein falsch verstandenes Berufsethos zu postulieren, daß man Soziologie studiert haben müsse und nichts ande-

res als Soziologie, um ein guter Soziologe werden zu können. Manchmal habe ich den Eindruck, es trage ganz erheblich zur Fülle und Tiefe der soziologischen Vorstellungskraft bei, wenn deren Träger etwas anderes als nur professionelle Soziologie studiert hätten. Das akademische Berufsethos, das den Physiker auf das Studium eines physikalischen Spezialismus beschränke, den Wirtschaftswissenschaftler auf das Studium der Wirtschaft, den Historiker auf bestimmte Perioden der Geschichte, reiche gewiß für viele Anwendungsbereiche der Soziologie im beruflichen Leben aus, aber ganz gewiß nicht für die innovatorische Pionierarbeit der soziologischen Forschung und Lehre an den Universitäten, ohne die eine Disziplin erstarre und deren die Soziologie ganz gewiß immer von neuem bedürfe. Diese Arbeit verlange Fachkenntnisse, gleichgültig ob erworben im normalen Studiengang oder durch eigene Arbeit, nicht allein im Gebiete der Soziologie, sondern auch in dem anderer Menschenwissenschaften und möglichst auch der einen oder der anderen Naturwissenschaft, also Kenntnisse, die erheblich über das als professionell standardisierte soziologische Fachwissen hinausgingen.

Ich weiß nicht, ob mir diese kleine Rede damals viele Freunde unter den anwesenden englischen Berufssoziologen gewann. Ich weiß nicht, ob diese Worte meine Chancen auf Fortsetzung meiner unterbrochnen Universitätslaufbahn in England erhöhten oder nicht. Aber ich verstand damals noch nicht die Weisheit des Schweigens.

Unter denen, die ich kurzweg als »Soziologen der ersten Generation« bezeichnet habe, also unter allen, die sich nach einem anderen Studium, zumeist wohl aufgrund einer besonderen intellektuellen Entscheidung, der Soziologie als ihrem zentralen Forschungs- und Lehrgebiet zuwandten, gibt es viele Beispiele für die Fruchtbarkeit des umfassenderen Wissens für die soziologische Arbeit. Es mag hier genügen, auf Max Weber hinzuweisen. Er war von Haus aus Jurist. Manche seiner Arbeiten, insbesondere seine *Soziologischen Grundbegriffe*, die ja eigentlich ein Gesetzbuch für Soziologen sind, bleiben unverständlich, wenn man Webers juristisches Training nicht vor Augen hat. Aber viele Kenntnisse, insbesondere auch historische Kenntnisse, hat sich Max Weber, wenn er es nötig fand, aus eigener Kraft erworben. Es würde sich vielleicht lohnen, den Erfahrungen genauer nachzugehen, die Max Weber dazu bewogen, sich in einen Soziologen zu verwandeln.

Aber was immer die Erklärung für diesen Übertritt zur Soziologie sein mag, jedenfalls war Max Weber nicht Soziologe auf Grund seines Studiums, sondern auf Grund seiner Wahl. Mit einer ganzen Reihe von Soziologen der zwanziger Jahre verhielt es sich ähnlich. Sie waren Soziologen der ersten Generation.

Ich selbst bin einer davon. Ich hatte Medizin und Philosophie studiert. Jaspers, in dessen Seminar ich mein erstes größeres Referat hielt (über Thomas Mann und die Zivilisationsliteraten), erzählte mir auf einem Spaziergang einiges über Max Weber, den er verehrte. Aber ich kann mich nicht erinnern, vor Abschluß meiner Studien ein einziges soziologisches Buch gelesen zu haben. Als ich am Ende der großen Inflationszeit von 1923 als junger ›Doktor‹ zunächst nach Heidelberg ging, wo es mir als Student gut gefallen hatte, ging ich nicht mehr zu Jaspers, sondern zu Alfred Weber ins Seminar. Ich lernte den Privatdozenten der Soziologie, Doktor Karl Mannheim, kennen und besuchte ebenfalls sein Seminar. Er war wenige Jahre älter als ich, und wir wurden schnell gute Freunde. Er war ebenfalls ein Soziologe der ersten Generation, aber er hatte als ehemaliger Schüler von Lukács und natürlich auch im Zusammenhang mit der intensiven Politisierung seines Heimatlandes eine beträchtliche Kenntnis der marxistischen Literatur, die mir völlig fehlte. Damals, also im Alter von 28 oder 29 Jahren, begann ich mich allmählich mit den Hauptwerken der Soziologie vertraut zu machen.

Mein eigener Bildungsgang hatte ursprünglich eine ganz andere Richtung. Die Grundlage war auf der Schule gelegt worden. Ich hatte Glück mit dem humanistischen Gymnasium, auf das mich meine Eltern schickten. In der Erinnerung, die selektiv und einseitig sein mag, stellt sich mir noch heute meine Schulzeit am Breslauer Johannesgymnasium als eine Zeit dar, die für die Ausrichtung meiner intellektuellen Interessen von großer Bedeutung war. In späteren Zeiten habe ich von vielen Schulen gehört, die das Interesse der jungen Menschen an dem Bildungsgut ihrer Gesellschaft eher abtöteten als anregten. Daher habe ich nie aufgehört, mit besonderer Dankbarkeit an meine Schule zurückzudenken. Aus Gründen, die mir verschlossen sind, gehörte das Breslauer Johannesgymnasium zu der Minorität der städtischen Gymnasien, an denen jüdische Schüler den Druck versteckter oder offener antisemitischer Feindseligkeit von seiten der Lehrer und Mitschüler kaum zu spüren bekamen. Es gehörte zu den wenigen

Gymnasien mit einer kleinen Anzahl jüdischer Oberlehrer. Darüber hinaus gehörten zum Lehrkörper eine Reihe von Männern, die sich später als Universitätslehrer einen Namen machten. Neben dem Mathematiker Jüttner erinnere ich mich mit besonderer Lebendigkeit an den Altphilologen Julius Stenzel, der eine Zeitlang mein Klassenlehrer war, dem ich mein Interesse und gewiß auch einiges Verständnis für die antike Literatur verdanke. Später wurde er als Professor an der Kieler Universität unter seinen Fachgenossen weithin bekannt, und seine Arbeiten sind es bis heute geblieben. Ich erinnere mich an den kleinen Oberlehrer Dr. Ries, dem ich die Grundlagen meiner Kenntnis und meiner Zuneigung zur französischen Sprache und Literatur verdanke, und an Dr. Krüger, der unter anderem für die Organisation einer philosophischen Sondergruppe unter den Schülern meiner Klasse verantwortlich war. Zu ihr gehörten einige meiner brillanten Mitschüler. Mit einzelnen von ihnen war ich befreundet. Wir lasen Kant, und meine spätere Entscheidung, neben Medizin auch Philosophie zu studieren, war nicht zuletzt auf die Anregung zurückzuführen, die ich durch diese Schülergruppe empfing. Dabei erinnere ich mich noch recht lebhaft an die Zweifel, die ich in meiner Selbsteinschätzung hatte – die Zweifel, die der freundschaftlichen Rivalität innerhalb dieser Schülergruppe entsprangen, ob ich mich mit den führenden Köpfen der Gruppe an Kenntnissen und Brillanz der Intelligenz messen könnte.

Es erscheint mir nicht unwichtig, diese Bildungsgrundlage hier zu erwähnen. Sie war noch immer voll und ganz durch das klassische Bildungsideal des deutschen Bürgertums bestimmt. In ihrem Mittelpunkt standen noch immer die Klassiker der griechisch-römischen Antike und die deutschen Klassiker der Schiller- und Goethezeit. Es ist nicht immer ganz leicht, sich in die Gedankenwelt des Kindes zurückzusetzen, das man vor mehr als siebenzig Jahren war. Aber bei der Suche nach Erinnerungen taucht aus dem Halbdunkel eine Episode auf, die für die individuelle wie die soziale Eigentümlichkeit meiner Kindheit nicht wenig bezeichnend ist. Mit dreizehn Jahren wurde man nach jüdischem Brauch aufgrund eines Rituals in der Synagoge und einer darauffolgenden Feier im Hause der Eltern in die Reihe der Erwachsenen aufgenommen. Das entsprach den sozialen Lebensbedingungen einer weit früheren Stufe der Gesellschaftsentwicklung. Die religiösen Gebräuche blieben bestehen. In der eigenen

Gesellschaft war man mit dreizehn Jahren ein Schulkind und noch längst kein Erwachsener. Wenn ich zurückdenke, sehe ich mich selbst zur Zeit dieses rein formellen, aber nicht wirklichen Eintritts in die Reihe der Erwachsenen als ein Kind, als kleinen aufgeweckten Schuljungen. Ein weiter Kreis von Verwandten und Bekannten würde mir, das wußte ich, anlässlich dieser Feier etwas schenken. Die meisten, das wußte ich ebenfalls, würden in eine bekannte Breslauer Buchhandlung gehen, um nach passenden Büchern für mich Umschau zu halten. Vorsorglich ging ich also eine Woche früher zu dieser Buchhandlung und hinterließ dort den Wunsch, allen Leuten, die nach einem geeigneten Geschenk für die Bar-Mitzwah Elias' fragen würden, mitzuteilen, der junge Mann wünsche sich deutsche Klassiker in der Ausgabe des Bibliographischen Instituts. Diese Hilfe der Buchhandlung würde uns das Umtauschen von vielen Büchern ersparen. In der Tat erhielt ich dann zu den gesammelten Werken Schillers, die ich schon besaß, die gesammelten Werke Goethes, Heines, Mörikes, Eichendorffs und anderer Klassiker, in der gleichen Ausgabe.

Noch heute erscheint mir diese Ausrichtung meines frühen Bildungsgangs im Sinne der klassischen deutschen Literatur, die in meinem Stolz auf den Besitz dieser Bücher und in meiner frühzeitigen Vertiefung in diese Literatur zum Ausdruck kam, als recht bezeichnend. Sie blieb mitverantwortlich für die Breite und Tiefe des Zugangs zu menschlichen Problemen, auch als mir allmählich die Unzulänglichkeit dieser philosophisch-idealistischen Orientierung klar wurde und ich schließlich mit dem Übertritt zur Soziologie eine zunehmend kritische Stellung gegenüber dem philosophisch-idealistischen Humanismus dieser Tradition einnahm. Im Kampf gegen ihre Wirklichkeitsfremdheit und deren unverkennbare Nachwirkung in der Soziologie selbst entwickelte sich dann, so scheint es mir, meine eigene soziologische Orientierung. Aber diese radikale Umwandlung war das Ergebnis eines verhältnismäßig langen Prozesses. Eine ganze Reihe von Erfahrungen trugen zu ihr bei. Ich bin nicht sicher, ob mir alle bewußt sind.

Die Kriegserfahrung mag das Ihre zu diesem Prozeß beigetragen haben. Zwar erschütterte sie nicht meine Neigung zum Studium der Philosophie, die ich von der Schule her mitbrachte, als ich aus dem Felde zurückkam. Aber ich war offenbar unentschieden, denn ich entschloß mich, außer Philosophie auch Medizin zu stu-

dieren. Wie ich das fertigbrachte, wie ein solches Doppelstudium möglich war, ist mir heute nicht mehr ganz klar. Aber mir ist ganz gegenwärtig, daß beide Studien einen ganz entscheidenden Einfluß auf meine Orientierung und besonders auch auf meine Vorstellung von den Aufgaben wissenschaftlicher Arbeit hatten. Ich habe das Medizinstudium mit sich allmählich verringerndem Interesse bis in die Mitte der klinischen Semester weitergeführt. Dann wurde mir klar, daß ich nicht auf zwei Pferden zugleich reiten könne. Ich entschied mich dafür, das Medizinstudium abzubrechen und auf den Abschluß des Philosophiestudiums hinzuarbeiten. Aber inzwischen hatte ich das Physikum hinter mir. Ich hatte bei dessen Vorbereitung eine nicht unbeträchtliche Kenntnis einiger Naturwissenschaften gewonnen. Wiederum hatte ich Glück mit meinen Lehrern. Anatomie wird oft als langweilig empfunden. Kallius verstand es, das anatomische Studium des menschlichen Körpers, die Arbeit im Seziersaal eingeschlossen, interessant zu machen. Ich habe mir bis heute das Interesse für die Zusammenhänge zwischen Muskeln, Knochen, Nerven und Eingeweiden bewahrt und kann mir noch immer nicht vorstellen, daß man sich als Soziologe ohne Kenntnisse dieser Art ein angemessenes Bild von Menschen zu machen vermag.

Später arbeitete ich einmal an Problemen des Lachens und des Lächelns. Sie, so erschien es mir, zeigen in beispielhafter Form die biologische Abgestimmtheit der Menschen aufeinander, die man nicht aus den Augen verlieren darf, auch wenn man sich vorwiegend mit der durch Lernen erworbenen, also sozialen Abgestimmtheit befaßt. Dank der Kenntnisse, die ich während meiner medizinischen Studienjahre erworben hatte, erschien es mir als ganz selbstverständlich, daß sich die sozialen Aspekte des menschlichen Lächelns und Lachens von dem, was man vielleicht als ihre biologischen Aspekte bezeichnen kann, nicht trennen lassen. Ich kannte die einzigartige Vielfältigkeit der menschlichen Gesichtsmuskeln, stellte fest, wieviel differenzierter diese Muskulatur ist als die der lebenden Menschenaffen, wieviel ausgeprägter zum Beispiel auch der Risorius-Muskel ist, der beim menschlichen Lachen eine nicht unerhebliche Rolle spielt, und wurde also auch von dieser Seite her dessen gewahr, daß die Menschen von Natur auf ein Zusammenleben mit ihresgleichen, auf gattungsspezifische Formen der Kommunikation miteinander abgestimmt sind, die zum Teil, wenn auch nicht ausschließlich, durch den

Einbau erlernter sozialer Muster aktiviert und transformiert werden können und müssen. Ich wollte mit dieser Arbeit unter anderem darauf hinweisen, daß die außerordentlich hohe Individualisierung der menschlichen Gesichter – insbesondere wenn man sie mit der relativen Starre und der vergleichsweise weit geringeren individuellen Differenzierbarkeit der Tiergesichter vergleicht – zum Teil auf der besonderen Bildsamkeit und Vielfältigkeit der menschlichen Gesichtsmuskeln beruht. In den zeitgenössischen Diskussionen über Probleme des menschlichen Körpers vergißt man oft, daß das menschliche Gesicht Teil des menschlichen Körpers ist. Mein Kampf gegen das noch heute dominierende Menschenbild des *homo clausus*, mein noch weithin vergebliches Bemühen, die fundamentale Abgestimmtheit menschlicher Individuen aufeinander, ihre existentielle Gruppenbezogenheit verständlich zu machen, geht unter anderem auch auf Kenntnisse dieser Art zurück. Wir sprechen oft davon, daß ein bestimmtes Muster der Gesichtskoordination der »Ausdruck« eines Gefühls sei, so, als ob das Gefühl die Ursache, das Muster der Gesichtsmuskelbewegung die Folge sei. Aber das ist verkehrt, das ist ein Beispiel für die *homo clausus*-Mentalität, die uns nahelegt zu denken, daß das, was am Menschen nach außen, also besonders auf andere Menschen gerichtet ist, in diesem Falle das Signalfeld seines Gesichts, eine gleichsam zufällige Zutat zu der Einsamkeit seiner inneren Existenz sei. In Wirklichkeit ist das kommunikative Signalisieren von Empfindungen zu anderen Menschen eine primäre Eigentümlichkeit der menschlichen Konstitution. Gesichtssignale und Empfinden verhalten sich zueinander nicht wie die Wirkung zur Ursache. Beide sind ursprünglich Aspekte ein und derselben menschlichen Reaktion. Gefühl und Ausdruck gehören primär zusammen. Erst allmählich schiebt sich je nach den Zivilisationsmustern eine Scheidewand zwischen Gefühlserregung und Gesten oder Gesichtsmuskelbewegung. Erst allmählich lernen Kinder differenzierterer Gesellschaften zu lächeln, ohne zu fühlen. Und dann erst erscheint es den Menschen so, als ob ihr eigentliches Ich in ihrem Innern gefangen sei und von jedem Bezug auf andere Menschen abgetrennt existiere. So klar wurde mir das alles ganz gewiß erst viel später, doch dann wurde es zu einem Hauptpfeiler meiner Zivilisationstheorie und meines soziologischen Denkens überhaupt. Aber ob ich das neue Menschenbild des *homo non-clausus* (*sive sociologicus*) klar herauszu-

arbeiten vermocht hätte, ob ich in der Lage gewesen wäre, es später weiterzuentwickeln, ohne die Kenntnisse, die ich beim Medizinstudium erworben hatte, ist mehr als zweifelhaft.

Ohne daß ich mir dessen damals völlig bewußt wurde, hatten die vorklinischen Semester und besonders das Anatomiestudium einen recht tiefgreifenden Einfluß auf meine Grundvorstellungen. Damals wie heute interessierten mich vor allem die Struktur und die Funktionen des integrierenden menschlichen Nervensystems. Ich lernte damals beim Sezieren etwas vom Aufbau und von der Funktionsweise des menschlichen Gehirns verstehen. Noch recht jung im Denken, verglich ich unwillkürlich dieses Wissen von der Natur der Menschen, das ich im Sezierraum und dann beim Medizinstudium überhaupt gewann, mit dem neukantianischen Menschenbild meines verehrten Philosophielehrers Hönigswald (der, wenn ich mich recht entsinne, ebenfalls Medizin studiert hatte). In der Philosophie wurde als selbstverständlich das Postulat von der »Außenwelt« unterstellt, der die »Innenwelt« des Menschen als die Sphäre der Ideen, der transzendentalen Gegebenheiten des *a priori* gegenüberstand. Beim Sezieren fand ich im Inneren des menschlichen Kopfes nichts als dieses außerordentlich komplexe Gebilde des Gehirns, dessen Funktionsweise zwar noch weithin unenträtselt war, das aber in seinem Grundaufbau völlig auf den Komplementärcharakter von Sinneswahrnehmung und Bewegung, auf die ständige Vermittlung zwischen »Innenwelt« und »Außenwelt«, auf die Verbindung von Orientierung und Selbststeuerung in der umfassenderen Welt abgestellt war. Die Diskrepanz zwischen dem philosophisch-idealistischen und dem anatomisch-physiologischen Menschenbild beunruhigte mich für viele Jahre. Ich verbiß mich in dieses Problem, kaute an ihm herum und fand erst, lange nachdem ich mich der Soziologie zugewandt hatte, eine klare Antwort. Die Abwendung von dem herrschenden Menschenbild des hermetisch von außen abgeschlossenen Menschen, des *homo clausus*, der Übergang zu dem Gegenbild des von Grund her auf eine Welt, auf das, was nicht er oder sie selbst ist, auf andere Dinge und besonders auf andere Menschen abgestellten Individuums, das mit der Abwendung von der Philosophie aufs engste zusammenhing, brauchte viel Zeit. Ich erinnere mich daran, daß ich solche ungelösten Zweifel einmal Hönigswald gegenüber andeutete und schnell zurechtgewiesen wurde mit dem Hinweis auf die Unzulänglichkeit des Biologismus und auf die

von solchen Befleckungen unberührte Geltung von Urteilen.

Erst allmählich wurde mir klar, daß der Geltungsbegriff keine andere Funktion hatte als die, in der ihn Höningwald mir gegenüber gebrauchte, nämlich als Bestandteil eines Argumentiersystems, das dazu bestimmt war, das elementare Verfahren der Philosophie, die Reduktion beobachtbarer Prozesse in der Abfolge der Zeit auf etwas Zeitloses, Unbewegliches, der Vergänglichkeit Trotzendes vor kritischen Einwänden zu schützen. Praktizierende Wissenschaftler wissen längst, daß Newtons Gesetze sich als durchaus nicht allgemein gültig, sondern allenfalls als partiell gültig erwiesen haben und daß ein Standardmodell des Universums, das gegenwärtig den Konsens der Physiker gefunden hat, aufgrund erweiterter Beobachtungen korrigiert oder sogar über den Haufen geworfen werden kann.

Daß das Medizinstudium zumindest eine der Grunderfahrungen bildete, die bei meinem Übertritt von der Philosophie zur Soziologie mitspielten, wurde mir erst später klar. Aber ich hatte noch bis in die sechziger Jahre hinein bei meinen Einführungsvorlesungen für Soziologiestudenten gelegentlich ein zerlegbares Gehirnmodell zur Hand. Das Größte über den Aufbau des menschlichen Nervensystems, so schien es mir, müßte man als Soziologiestudent wissen, um sich zum Verständnis des für gesellschaftliche Zusammenhänge unentbehrlichen Menschenbildes vorzuarbeiten, des Bildes des von Grund her auf das Leben unter Menschen, Tieren, Pflanzen und Mineralien abgestellten Menschen.

Übrigens lehrte mich das Studium solcher medizinischer Grundwissenschaften wie Physiologie und Anatomie zugleich auch der Vorstellung zu mißtrauen, daß der Mensch ein Stück Materie sei. Was sich zeigte, war, daß der Mensch eine enorm komplizierte Organisation von Materie ist. Die gesamte Materie, aus der ein Mensch besteht, mag noch beisammen sein – wenn die Organisation der Materie nicht mehr richtig funktioniert oder ganz zusammenbricht, verliert der Organismus die Fähigkeit, sich selbst zu rekonstituieren, und wir sagen dann: der Mensch ist tot.

In diesem Zusammenhang gewann ich auch meine ersten klaren Vorstellungen von dem, was man unter Struktur und Funktion versteht. Ich lernte verstehen, welche Funktionen z. B. das zentrale und periphere Nervensystem innerhalb der Organisation des Menschen hat und wie die Struktur dieses Systems seiner Funk-

tion entspricht. Sozialstrukturen sind von den biologischen substantiell völlig verschieden. Dennoch half mir die Erfahrung, die ich bei der Beschäftigung mit den letzteren gemacht hatte, nicht wenig, als es darum ging, Verständnis für die ersteren zu gewinnen. Sie bewahrte mich davor, die Diagnose existierender Sozialstrukturen durch vorgefaßte, politische Wunsch- oder Furchtvorstellungen korrumpieren zu lassen, die anzeigen, wie die betreffenden Gebilde sein oder nicht sein sollen, aber nicht, wie sie tatsächlich sind und tatsächlich funktionieren.

Weder als Schüler noch als Student hatte ich gelernt, das parteipolitische Leben Deutschlands mit anderen Augen zu betrachten als mit denen eines interessierten, aber nicht allzu beteiligten Zuschauers. Jedes intensive Engagement für eine politische Partei lag mir fern. Ich glaube nicht, daß ich als junger Mensch wußte, warum das der Fall war. Modelle politischen Engagements fehlten im Kreise meiner Eltern und Verwandten so gut wie ganz. Auch unter meinen Mitschülern gehörten Menschen mit starkem politischem Engagement zu den Ausnahmen. Natürlich sprach man über die politischen Tagesereignisse; man diskutierte sie manchmal mit Spannung, manchmal etwas gelangweilt. Aber ihre Akteure, so schien es, gehörten meist zu einer anderen Welt, an der man selbst keinen Anteil hatte. Selbst die Soldatenzeit änderte daran wenig. Der Kaiser, die Generäle, selbst die kommandierenden Offiziere der Division, der man als Angehöriger einer Funckergruppe zugeteilt wurde, waren ferne Gestalten für den einfachen Soldaten. Die zeitweilige Teilnahme an einem Soldatenrat, in den ich von meiner Truppe wahrscheinlich wegen meiner rednerischen Artikuliertheit im Jahre 1918 gesandt wurde, bestätigte nur mein Gefühl, Politik sei viel Gerede um den Gegenstand herum und nicht eben meine Sache. Und das Studium von Medizin und Philosophie vertiefte mein Engagement in anderer Richtung; so eindrucksvolle Modelle wissenschaftlichen Engagements mir einige meiner Universitätslehrer boten – Männer wie Kallius und besonders Hönigswald –, ihre politische Stellungnahme blieb mir völlig unbekannt.

Mag sein, daß meine Erinnerung mir einen Streich spielt. Vielleicht waren schon längst Modelle politischen Engagements zur Hand, und nur ich selbst war blind für sie. Zwar hatte der Einbruch der großen Gesellschaftskrisen mich längst aus dem Elfenbeinturm herausgetrieben – mehr als drei Kriegs- und Soldaten-

jahre, die Jahre in einem Fabrikunternehmen in der Misere der großen Inflation und vieles andere –, aber ich konnte mich nicht genügend wappnen, konnte mich nicht hart genug machen, um die Einseitigkeiten der Aussagen, die Entstellungen der Tatsachen zu überhören, an die man sich gewöhnen mußte, um sich politisch zu engagieren und um an dem politischen Spiel Freude zu haben. Alle diese großen Worte, diese Halbwahrheiten, diese unerfüllbaren Versprechungen!

Als die große Inflation endlich gestoppt wurde, als meine Eltern sich wieder selbst ernähren konnten, gelang es mir – zum ersten und zum letzten Mal in dieser Zeit –, einen Artikel an eine Zeitung, an die *Berliner Illustrierte*, zu verkaufen. *Stante pede* kündigte ich meinen Job in der Gewißheit, daß ich nun meinen Unterhalt durch journalistische Arbeit verdienen könnte, daß meine Eltern, wenn Not am Mann war, nun auch wieder gelegentlich einspringen könnten, und machte mich auf nach Heidelberg, in der vagen Hoffnung, dort den Zugang zu einer Universitätslaufbahn zu finden. Meine Beziehung zu meinem verehrten Lehrer Richard Hönigswald, der auch mein Doktorvater war, hatte in einem ganz echten und kaum heilbaren Krach geendet. Ich war im Laufe der Arbeit an meiner Doktordissertation allmählich – in ziemlich mühsamen Auseinandersetzungen mit mir selbst – zu der Überzeugung gekommen, daß die Sache mit dem *a priori* nicht stimme. Ich konnte nicht mehr übersehen, daß alles, was Kant als zeitlos und vor aller Erfahrung gegeben hinstellte, sei es die Vorstellung einer Kausalverknüpfung, die der Zeit oder die natürlicher und moralischer Gesetze, zusammen mit den entsprechenden Worten von anderen Menschen gelernt werden müssen, um im Bewußtsein des einzelnen Menschen vorhanden zu sein. Als gelerntes Wissensgut gehören sie also zum Erfahrungsschatz eines Menschen. Und da mir das nun unwiderleglich schien, schrieb ich es in meine Doktorarbeit hinein. Hönigswald erklärte es schlechthin für falsch. Ohne Gründe anzuführen, die ich überzeugend fand, verlangte er, daß ich meine Arbeit ändere. Er könne sie so nicht akzeptieren. Wir bestanden beide auf unserer Meinung – ich selbst bis heute –, bis ich einsehen mußte, daß sein Machtpotential größer war als das meine. Ich strich die ausgesprochensten Passagen weg, dämpfte ein paar andere, schickte ihm das herabgeminderte Produkt, das er stillschweigend akzeptierte, und wurde so zum Dr. phil. der Breslauer Universität ernannt. Das Manuskript